

Orchester mit sechs Saiten

Sein makellostes Äußeres legt den Verdacht nah, **Milos Karadaglic** habe seinen Plattenvertrag vor allem wegen seiner Attraktivität bekommen.

Dabei ist der 28-Jährige ein ernsthafter Musiker. Er arbeitet daran, die Gitarre wieder in der klassischen Musik zu etablieren. Mit seiner Debüt-CD „Mediterraneo“ widmet er sich Kompositionen aus dem Mittelmeerraum. Dagmar Leischow traf ihn in Berlin.

Konzerttermine

24.08. Thun, Schloss Schadau (CH)
1.12. München, Allerheiligen-Hofkirche
2.12. Berlin, Konzerthaus
3.12. Hamburg, Laeiszhalle
6.12. Bielefeld, Oetkerhalle
9.12. Köln, Kulturkirche
10.12. Frankfurt, Dreifaltigkeitskirche
11.12. Stuttgart, Liederhalle

Herr Karadaglic, die Gitarre ist in der klassischen Musik eher unpopulär. Warum haben Sie sich ausgerechnet für dieses Instrument entschieden?

Ich gebe zu: Sie war nicht meine erste Wahl. Eigentlich wollte ich Piano spielen. Aber meine Eltern hatten nicht genug Geld, um mir ein Klavier zu kaufen. Also musste ich nach einer Alternative suchen. Wegen meines guten Gehörs empfahlen mir die Lehrer an der Musikschule die Geige. Ich war nicht besonders begeistert, weil die Töne zu Anfang meist sehr kratzig klingen. Zum Glück habe ich mich dann an die alte Gitarre meines Vaters erinnert, die eingestaubt in einer Ecke stand. Ich nahm sie in die Hand und fing an zu träumen.

Von einem Auftritt in der New Yorker Carnegie Hall?

Nein. Von einer Karriere als Rockstar. Ein paar Akkorde zupfen, dazu singen, möglichst cool sein – das war mein Ziel. Bis mein Vater in seiner Plattensammlung ein fast vergessenes Album des andalusischen Gitarristen Andrés Segovia entdeckt hat. Er legte es auf, und ich hörte zum ersten Mal Albéniz' „Asturias“. Da war ich wie verzaubert. Solche Klänge wollte ich der Gitarre auch entlocken können. Ich habe geübt wie besessen, an Wettbewerben teilgenommen, Meisterklassen in Belgrad besucht.

Mit 16 bekamen Sie dann ein Stipendium an der Royal Academy of Music in

London und studierten bei Michael Lewin.

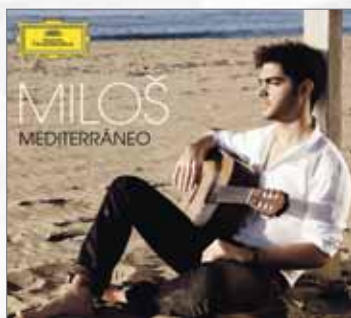
Als ich nach Großbritannien kam, war ich ein talentierter, recht ungestümer Junge. Michael hat mich ein bisschen gebremst. Von ihm lernte ich, dass nicht jede Note ein Forte braucht. Wenn man ein Werk leiser interpretiert, etwas akzentuierter, hören einem die Leute oftmals konzentrierter zu.

Inwiefern haben andere Gitarristen Ihr Spiel beeinflusst?

Daheim in Montenegro konnte ich nicht einfach in ein Geschäft gehen, um mir ganz gezielt bestimmte Aufnahmen auszusuchen. Ich musste mit dem vorliebnehmen, was es gab. Ein paar Alben von John Williams habe ich bekommen. Die Ästhetik seiner Musik beeindruckte mich zutiefst, sie prägte mich gewiss. In London entdeckte ich dann Julian Bream. Er ist jemand, der mit Klangfarben zaubert. Wer ihm zuhört, hat das Gefühl, dass er seine Gitarre zum Sprechen bringt. Danach strebe ich ebenfalls.

Trotzdem kann Ihr Instrument Geige, Klavier oder Cello nicht den Rang ablaufen.

Ich glaube, die Gitarre findet immer mehr Anhänger. Sonst hätte sich meine CD „Mediterraneo“ nicht wochenlang auf Platz eins der britischen Klassikcharts halten können. Auch wenn das jetzt arrogant klingt: Wir jungen Künstler haben das Potential, Gitarrenmusik wieder so beliebt wie in den 70er Jahren zu ma-



Aktuelle CD

Mediterraneo: Werke von Albéniz, Llobet, Domeniconi u. a. (2010); mit dem English Chamber Orchestra und Paul Watkins; DG/Universal CD + DVD 00028947796930 (Rezension auf S.71)

chen. Dank Bream und Williams hatte sie ja damals ihre Hochzeit. Dahin wollen wir zurück.

Manche Klassikliebhaber tun die Gitarre dennoch als ein Instrument ab, mit dem man bloß Entspannungsmusik machen kann.

Einspruch! Mit der Gitarre kann man wirklich jede Stimmung erzeugen. Für mich ist sie wie ein kleines Orchester. Ich bin ihr Dirigent – es obliegt mir, sie in alle erdenklichen Richtungen zu lenken.

Bei Ihrer ersten Aufnahme haben Sie sich auf Musik aus dem Mittelmeerraum konzentriert. Warum?

Da gibt es eine ganze Menge Gründe. Zuallererst komme ich aus Montenegro und liebe das Mittelmeer. Abgesehen davon liegt für mich die Seele der klassischen Gitarre in Spanien, im Flamenco, um genau zu sein. Deswegen habe ich mich recht schnell für Werke von Albéniz und Granados entschieden.

... die ursprünglich gar nicht für die Gitarre komponiert wurden, sondern fürs Klavier.

Ja, das stimmt. Aber ich wusste, dass Michael Lewin die passenden Arrangements finden würde. Klar, es existierten bereits andere Transkriptionen für die Gitarre. Sie waren allerdings oft zu weit weg vom Original. Darum ziehe ich Michaels Fassungen vor.

Zur Person

Milos Karadaglic, Jahrgang 1983, wurde in Montenegro geboren. Mit neun gab er sein erstes öffentliches Konzert, mit elf gewann er einen nationalen Gitarrenwettbewerb. Er trat regelmäßig im Fernsehen auf, belegte in Belgrad Meisterklassen. An der Royal Academy of Music in London studierte er klassische Gitarre. Mit „Mediterraneo“ ist nun sein erstes Album für Deutsche Grammophon erschienen.

Für Ihre CD haben Sie nicht nur aus dem spanischen Repertoire geschöpft. Sie interpretieren auch Stücke aus Griechenland oder Italien. Wieso verzichten Sie auf montenegrinische Musik?

Weil sie einfach sehr speziell ist. Sie hätte sich nicht ohne Weiteres auf meinem Album eingefügt. Schauen Sie, meine Heimat war jahrelang damit beschäftigt, sich gegen das Osmanische Reich zu behaupten. Das bremste die Entfaltung der schönen Künste aus. Bei uns entwickelte sich die Musik nicht so intensiv weiter wie in Deutschland, Österreich oder Italien. Typisch für Monte-

negro sind Volkslieder. Tatsächlich könnte ich als Gitarrist einiges daraus ziehen und so umarrangieren, dass es meinen Anforderungen gerecht wird.

Reizen Sie denn Britten oder Previn gar nicht? Diese Komponisten haben doch Stücke für die Gitarre geschrieben.

Damit setze ich mich natürlich auch auseinander. Überhaupt hat das Gitarrenrepertoire mehr zu bieten, als man denkt. Sogar Paganini komponierte für dieses Instrument. Insofern habe ich die Qual der Wahl. ■

